

Jeremias Gotthelf und Karl Rudolf Hagenbach

Autor(en): **Trog, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **6 (1910)**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749531>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

JEREMIAS GOTTHELF UND KARL RUDOLF HAGENBACH

Der *Briefwechsel* zwischen dem Lützelflüher Pfarrer und großen Volkschriftsteller und dem an Geist und Gelehrsamkeit reichen, dabei gemütvollen Basler Kirchenhistoriker, dieser über vierzehn Jahre (1841—1853), bis einige Monate vor Gotthelfs Tod sich hinziehende Briefwechsel ist in einer Druckschrift von 115 Seiten der Basler Universität zu ihrer vierhundertundfünfzigsten Stiftungsfeier als Gabe der Berner Hochschule von dessen Rektor Professor Dr. *Ferdinand Vetter* überreicht worden. Wir danken Vetter die Herausgabe dieser Korrespondenz, womit zugleich gesagt ist, dass die Publikation in berufenste Hände kam; ist doch Ferdinand Vetter mit Gotthelf vertraut wie wenige, was er vor allem durch die so verheißungsvoll begonnene Gesamtausgabe von Gotthelfs Schriften bewiesen hat. Und wir wollen gleich hier den Satz hersetzen, mit dem Vetter die im Anhang beigegebenen sehr erwünschten Anmerkungen zu dem Briefwechsel beschließt: „Ich hoffe, dass die gegenwärtige Veröffentlichung dienlich sein werde zu einer künftigen eingehenden Biographie Gotthelfs und namentlich zur *Wiederaufnahme der unterbrochenen Gesamtausgabe seiner Werke*, was bereits neulich wieder von verschiedenen Seiten als eine dem Vaterlande Gotthelfs obliegende Ehrenpflicht dringend von ihm verlangt worden ist.“ Statt des grammatikalisch anfechtbaren „ihm“ wird man wohl „mir“ zu lesen haben. Ja wahrlich: einer Ehrenpflicht Gotthelf gegenüber würde genügt durch die endlich zur Tat werdende Vollendung dieser bis dahin als einzige den authentischen Text getreulich wiedergebenden Ausgabe, von der heute zehn Bände vorliegen, die Hälfte der in Aussicht gestellten. Ich kenne keinen für unsere schweizerische Literatur so beschämenden und schmerzlichen Torso wie diese zehn Bände, die nun seit Jahren auf Fortsetzung und Schluss warten, so dass wir für eine Anzahl wichtiger Werke Gotthelfs auf die im Ausdruck frisierte Berliner Ausgabe angewiesen sind, wenn wir nicht das Glück haben, die selten gewordenen Originalausgaben aufzutreiben. Und wenn dann zu der Neuausgabe Veters noch aus seiner Feder eine Biographie Gotthelfs treten wird, so sei sie schon heute willkommen geheißen. Die biographische Arbeit des braven Manuel ist längst überholt und war nie kein Meisterstück; und die Bausteine, die Ferdinand Vetter selbst in einer Reihe von Aufsätzen im „Bund“ zur Lebensgeschichte Gotthelfs zusammengetragen hat, zeigen, über was für reiche Materialien gerade er verfügt. Inzwischen ist ja dann auch der prächtige Briefwechsel Gotthelfs mit Burkhalter herausgekommen, in dem sich die starke, leidenschaftliche Persönlichkeit Gotthelfs mit so wunderbarer Klarheit und Lebendigkeit spiegelt.

Mit dem genannten Briefwechsel kann es der vorliegende zwischen Gotthelf und Hagenbach nicht ganz aufnehmen. Dem engern Landsmann Burkhalter gegenüber ließ sich Gotthelf ganz anders gehen als dem feinen, wesentlich irenisch gestimmten Basler Gelehrten gegenüber, dessen Gast er bei einer Versammlung der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft in Basel 1841 gewesen war und mit dem er dann in einen regelmäßigen Briefwechsel trat, dem erst der Tod Gotthelfs ein Ende setzte. Freilich auch in diesen Briefen in das Basler Professorenhaus verleugnet Bitzius sein Temperament nicht, und es fließen Sätze aus seiner Feder, die Hagenbach als guter Basler gewiss in ihrer Urwüchsigkeit zu schätzen wusste

die er sich aber selber doch versagt hätte. Am Räsesten lautet's gemeinhin, wenn Gotthelf auf in Kirche, Schule und Politik ihm widerwärtige Neuerungsbestrebungen zu sprechen kommt. 1845 schreibt er: „Wahrscheinlich habt Ihr auch deren sogenannte Donners Gebildeten und verflucht Aufgeklärten in Basel, an welchen man eine solche Bewegung sattem studieren kann. Eins ist merkwürdig dabei, dass die eifrigsten Anhänger dieser Bewegung zumeist Leute sind, welche Morgens in irgend einer Wirtschaft ihren $\frac{1}{2}$ Schoppen nehmen od. ein Gläschen, Nachmittags was Aehnliches, Abends wieder, aber selten od. nie eine Kirche besuchen und höchst selten ein Buch zur Hand nehmen. Zeitungen lesen sie vielleicht, doch jedenfalls nur von einer Sorte. Bei uns ist aber das das Unglück, dass solche Leute systematisch gemacht sind, während sie bei Euch zufällig entstehen, das Ding von außen bringen und am Ende wieder draußen lassen. Unsere Hochschule und unser Seminar haben seit 10 Jahren an diesen Leuten fabriziert, und fast jeder, der in diesen Tigeln gebraut wurde, ist ein Propagandist dieser Aufklärung und Bildung. Rikli wollte das nicht, Boll will es nicht (der frühere und der amtierende Direktor des Lehrerseminars zu Münchenbuchsee), aber Beide sind nicht die Träger des Seminargeistes, untergeordnete Geister haben sich desselben bemächtigt und impfen ihn den rohen aber dünnkelhaften Jungen fort und fort neu ein.“ Und am Schluss desselben Briefes lesen wir: „Unsere Regierungshelden haben nichts im Kopf als die verfluchte Politik und die Sorge, den Sitz unterm Hintern nicht zu verlieren. Nichts für ungut! Aber solche Regenten sind wirklich ein Ärgernis.“ „Verzeih mir,“ fährt Gotthelf fort, „mein Gedanken Gerumpel, aber ich schrieb an einem einsamen Sonntag Abend, wo Gedanken Hoggis boggis übereinander purzelten, jeder der erste sein wollte und keiner sich verdrängen lassen, eben weil es Sonntag war, wo jeder das gewohnte Recht haben wollte zur Audienz zu kommen, sich manifestieren zu können.“

Prächtig, diese anschauliche, körnige Sprache, diese „vierschrötige Prosa“, wie Gotthelf einmal seinen Stil nennt. Aber diese Prosa ist nun eben sein Schriftsteller-Idiom. Um Verse bittet ihn einmal Hagenbach; Bitzios lehnt rund ab: „Verse, gereimt od. ungereimt, kann ich nicht zwei Zeilen zusammenbringen mit ordentlichen Füßen, dafür geht mir aller Sinn ab. Sobald ich etwas versen will, so gleicht mein Sprachvorrat einem See, der zu Zeiten abläuft, dass kein Tropfen mehr vorhanden bleibt; und umsonst grüble ich in allen Spalten und Tiefen nach den einfachsten Silben. Setze ich zur Prosa an, so rauschen die Worte wieder herauf, u. ich kann so ungefähr sagen was ich will.“ Was ihm bei seiner Produktion fehlt, weiß Gotthelf sehr wohl: „das klassisch Ebene“, das er in Hagenbachs Schriften findet. „Mit Recht,“ schreibt er an den Basler Freund, „tadelst Du an meiner Predigt das Ueberhängte, Ueberschwengliche, aber ich kann eben noch nicht zu der Ruhe kommen, u. wenn ich ergriffen bin und ergreifen möchte, so wird die Phantasie zu übermächtig, u. dummerweise reut es mich noch, ihre Kinder in der Geburt zu ersticken od. doch hintenher, aber es muss doch noch sein, eine solche Kindermörderei ist dem Schriftsteller notwendig. Auch das Buch, das beiliegt (es war „Wie Uli, der Knecht, glücklich wird“), leidet an dieser Unmäßigkeit.“

Auf dem Lande, in seinem Dorfpfarrhaus ist es Gotthelf am wohlsten. Hin und wieder entbehrt er zwar den geistigen Verkehr, den eine Stadt bietet: „in der Einsamkeit wird gar zu gern der Ideengang träge u. deren

Kreis eng u. bis zum Munde schlafen sie ein od. gefrieren, dass man sie gar nicht raus bringen kann. Wenn ich dann aber wieder ganze Morgende ungestört an meinem Kamin sitzen kann, keine Sitzungen, keine Kommissionen mich plagen, meine emmenthaler Pomade nicht gestört wird durch bedenkliche Convenienzen aller Art, dann tauschte ich doch nicht.“ Freilich gibt es dann Momente, wo auch in diese „Pomade“ Leben kommt. Das ist, wenn die Verleger und Setzereien drängen. „Nach drei Seiten hin sollte ich Manuskripte liefern,“ heißt es einmal. „Glücklicherweise wohnten mir die Buchhändler nicht neben an, hatte ich auch keinen Gast zu gaumen, ich hätte sonst nicht mehr Zeit gehabt, die Hosen anzuziehen.“

Im Einzelnen auf den Inhalt der Briefe einzugehen, muss ich mir versagen; sie werden von jedem, der sich für Gotthelf interessiert, wie auch für die sympathische Persönlichkeit Karl Rudolf Hagenbachs, mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden. Aus den Anmerkungen sei noch besonders hervorgehoben die Schilderung einer Predigt Gotthelfs und einer Unterhaltung mit ihm in Lützelflüh, die dem Herausgeber aus den privaten Aufzeichnungen einer geistreichen Basler Dame, der Gattin des einstigen Basler Medizinprofessors Miescher, zur Verfügung gestellt worden ist. Das Porträt ist von einer kostbaren Lebendigkeit und Anschaulichkeit.

ZÜRICH

H. TROG



RECHT UND MACHT

Das „*Volksrecht*“ hat am 19. August auf meinen Artikel „Vom naiven Glauben“ geantwortet. Diese Antwort streift zwar an der Hauptfrage vorüber; sie beachtet weder die historische Entwicklung der Lebensauffassungen noch die logische Beweisführung; sie wiederholt rein dogmatisch die Behauptung, ich sei ein naiver Ideologe. Doch bin ich an ein solches Ausweichen einer eigentlichen Diskussion auch von anderer Seite gewöhnt; und da die Antwort des „*Volksrecht*“ im großen ganzen höflich ist und ganz bestimmte Fragen an mich richtet, so will ich sofort darauf eingehen, um so mehr, als ich im nächsten Hefte einen anderen Kampf über Federalismus auszufechten habe.

Zunächst einige Kleinigkeiten:

Das „*Volksrecht*“ sagt nochmals, ich sei, nach meiner eigenen Aussage, „von den sozialen Fragen belästigt“. Das Zitat, in Anführungszeichen, ist *unrichtig*. Ich schrieb: „Wir werden von den sozialen Fragen in einer Weise belästigt, die unseren schweizerischen Verhältnissen gar nicht mehr entspricht.“ Das ist etwas ganz anderes, und es freut mich, diese Überzeugung zum dritten Male auszusprechen.

Das „*Volksrecht*“ sagt, ich hätte mit „Insulten“ geantwortet. Das ist ein bloßes Wort, genau wie die „Ideologie“. Ich habe wohl etwas gelächelt, aber keine Insulte ausgesprochen, weil ich sie überhaupt nicht gedacht habe. Die Leser des „*Volksrecht*“ bekommen von meiner Antwort eine ganz falsche Vorstellung.

Das „*Volksrecht*“ teilt mir mit, die übergroße Zahl seiner Leser wisse nichts von meiner Tätigkeit und habe sich meinen Namen kaum gemerkt. Das ahnte ich ungefähr; und es ist weder für diese Leser noch für mich